

**Stefan Feldmann**  
Präsident SP Kanton Zürich

## **1. August-Rede Fehraltorf 2008**

Geschätzte Anwesende, liebe Festgemeinde

Zuerst einmal möchte ich mich ganz herzlich bei Ihnen für die Einladung bedanken, heute abend ein paar Worte an Sie richten zu dürfen. Es ist mir eine grosse Freude, als Ustermer in meiner näheren Heimat sprechen zu dürfen und ich hoffe, wir verbringen zusammen einen schönen Abend. Ganz so, wie es sich ja auch für ein Geburtstags-Fest gehört.

Aller Anfang, so lehrt uns ein Sprichwort, aller Anfang ist schwer. Das ist zwar nicht immer wahr, mir ist es aber beim Schreiben dieser 1. August-Rede ein wenig so ergangen. Das hat zum einen einfach damit zu tun, dass dies meine allererste 1. August-Rede überhaupt ist. Zwar hat man als Politiker natürlich ein wenig Erfahrung mit dem Schreiben von Reden für ganz verschiedene Gelegenheiten. Aber eine 1. August-Rede ist halt doch etwas Spezielles, etwas ganz besonderes.

Sie, liebe Anwesende, haben sich heute Abend hier zusammengefunden, um zusammen den Geburtstag der Schweiz zu feiern. Wir besinnen uns aus diesem Anlass auf das was uns eint, was uns allen gemein ist, nämlich das «Schweizer sein» – ganz unabhängig davon, was das für jede und jeden von uns persönlich genau bedeuten mag. Wir besinnen uns heute Abend auf das, was uns eint und nicht auf das, was uns trennt, sei es politisch, sei es beruflich, sei es in der Art und Weise, wie wir unser Leben leben. Da den richtigen Ton zu finden und nicht in irgendwelche politische oder lokale Fettnäpfchen zu treten, ist nicht ganz einfach.

Auch will ich vermeiden, – was wir Politikerinnen und Politiker sehr gut können – Sie mit irgendwelchen politischen Stichelein zu quälen, noch – was wir Politikerinnen und Politiker auch sehr gut können – Sie mit den ewig gleichen, langatmigen patriotischen Phrasen zu langweilen.

Das Sprichwort «Aller Anfang ist schwer» hat mich beim Schreiben dieser Rede aber noch in einer anderen, ganz praktischen Art eingeholt. Mich hat nämlich die Frage beschäftigt, wie ich denn heute Abend die Anrede gestalten soll. Ich habe mich zum Schluss, sie haben es vorhin gehört, für

eine relativ neutrale Anrede entschieden: Geschätzte Anwesende, liebe Festgemeinde.

Warum hat mich aber die Frage dieser Anrede so sehr beschäftigt? Sie müssen wissen, dass bei einer politischen Rede – und dazu sind sicher auch 1. August-Ansprachen zu zählen –, dass es bei solchen Reden ganz klare Gepflogenheiten gibt, wie die Begrüssung zu erfolgen hat. In unserem Fall hätte ich zuerst ihren Gemeindepräsidenten begrüssen müssen, dann den Präsidenten des organisierenden Verkehrs- und Verschönerungsvereins, gefolgt von den Gemeinderatsmitgliedern, den anderen Behördenvertreterinnen und -vertretern und ganz zum Schluss dann Sie, liebe Fehraltorferinnen und Fehraltorfer, Sie, das so genannte «einfache Volk». Aber irgendwie fand ich, dass eine solch stark hierarchisch gegliederte Begrüssung heute abend nicht so richtig passen würde. Warum das?

Als ich in der Vorbereitung für die heutige Rede wieder einmal meine alten Schulbücher hervor genommen habe, um ein wenig über den 1. August und den Rütlichwur nachzulesen, so habe ich dort im Schulbuch natürlich auch die berühmten und uns allen bekannten Zeilen aus dem Drama «Wilhelm Tell» von Friedrich Schiller gefunden. Im zweiten Aufzug lässt er im Mondeslicht auf dem Rütli die drei Eidgenossen ihren Bund mit folgenden Worten besiegeln:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern  
In keiner Not uns trennen und Gefahr  
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren  
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

Natürlich wissen wir, dass diese Worte so nie geschworen worden sind. Es ist die dramatische Zuspitzung eines grossen deutschen Dichters. Der Bundesbrief von 1291, der im Bundesbrief-Archiv in Schwyz aufbewahrt wird, hat eine viel nüchternere Sprache. Und trotzdem: Die Worte von Schiller sind stark und bringen die wichtigsten Beweggründe der damaligen Verfasser des Bundesbriefes gut auf den Punkt.

Natürlich können wir aus diesen Worten als erstes einmal einen unbändigen Wunsch nach Freiheit herauslesen. Lieber Tod sein, als in der Knechtschaft leben – das sind starke Worte, ohne Zweifel.

Aber aus diesen Zeilen lässt sich noch etwas zweites herauslesen. «Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern.» Diese Worte zeugen vom Wunsch nach Gleichheit aller Menschen, zeugen vom Wunsch, dass kein Mensch sich über die anderen erheben solle, sei es aufgrund seiner Herkunft, sei es aufgrund seines Reichtums oder aufgrund eines erworbenen Amtes.

Und wegen diesem Wunsch nach der Gleichheit aller Menschen, die für mich in diesen Worten zum Ausdruck kommen, war für mich schnell klar: Eine Begrüßungsformel, welche die Mandatsträgerinnen und -träger speziell und herausgehoben erwähnt, mag bei anderen Anlässen absolut angebracht sein, am 1. August ist sie eher ein wenig unpassend.

Aber wie soll ich Sie dann begrüßen?

«Ein einzig von Volk von Brüdern», heisst es bei Schiller. Nun sind wir ja glücklicherweise seit bald 40 Jahren – und ich erlaube mir anzumerken: erst seit bald 40 Jahren – nicht nur ein Volk von Brüdern, sondern auch eines von Schwestern. In Anlehnung daran, bin ich darum kurz versucht gewesen, meine Rede mit «Liebe Brüder und Schwestern» beginnen zu lassen. Ich habe diese Idee dann allerdings schnell wieder verworfen, sie erschien mir dann doch ein wenig zu pfarrherrlich.

Welche weitere Möglichkeiten gibt es also noch?

«Liebe Frauen und Mannen» würde zwar ganz gut passen, aber Sie verstehen sicher, wenn es mir aus politischen Gründen ein wenig schwer fällt, genau diese Worte zu wählen. Politische Gründe sprechen natürlich auch gegen die Wendung, die ich jeweils als Präsident der Sozialdemokratischen Partei des Kantons Zürich bei Parteiversammlungen verwende, nämlich «Liebe Genossinnen und Genossen». Diese Begrüßungsformel ist nun ganz und gar links besetzt und selbst unter uns Linken gibt es Leute, welche diese Anrede als etwas veraltet und verstaubt empfinden.

Aber eigentlich, so muss ich ihnen gestehen, finde ich es ein wenig schade, dass die Anrede «Liebe Genossinnen und Genossen» so klar links verortet wird, denn eigentlich würde sie ganz gut zum heutigen 1. August passen. Denn sind wir nicht alle auch Genossinnen und Genossen? Wir alle sind Teil eines Staates, der als weltweit einziger den Begriff «Genosse» im Namen führt. «Schweizerische Eidgenossenschaft», so lautet die offizielle

deutsche Bezeichnung für unseren Staat. Und als Bürgerinnen und Bürger dieses Staates sind wir somit alle auch Genossinnen und Genossen – Eidgenossinnen und Eidgenossen nämlich.

Ich weiss nicht, wie es Ihnen geht, liebe Anwesende: Eigentlich ist dieser Name «Schweizerische Eidgenossenschaft» schon ein wenig ein komischer, oder nicht? Die meisten Länder führen in ihrem Namen die Bezeichnung «Republik», die einen mit, die anderen ohne Adjektiv. Dann gibt es ein paar «Vereinigte Staaten» und eine ganze Reihe von Königreichen, Fürstentümern und Emiraten. Aber einen anderen Staat, der sich Genossenschaft nennt, gibt es auf der ganzen Welt keinen mehr.

Darum sei aus Anlass des heutigen 1. August einmal die Frage erlaubt: Was ist das denn überhaupt, eine Eidgenossenschaft? Was unterscheidet eine solche Eidgenossenschaft von anderen Organisationsformen? Und was lässt sich daraus für uns ableiten? Was bedeutet es, eine Eidgenossin, ein Eidgenosse zu sein?

Wenn man im Herkunftswörterbuch nachschlägt, dann erfährt man dort, dass sich das Wort «Genosse» vom althochdeutschen «Ginos» ableitet. Als ein solcher ist im frühen Mittelalter eine Person bezeichnet worden, mit der man ein gemeinsames Ziel verfolgt, eine Person, die vieles gleich oder ähnlich sieht, wie man selber.

Ein «Ginos» ist weiter aber auch eine Person, mit der man zusammen Erfahrungen gesammelt hat, mit der man zusammen Gefahren überstanden hat, vielleicht einen Krieg oder andere schwierige Zeiten. Gerade die letzte Bedeutung dieses Wortes ist in unserem Sprachgebrauch im übrigen bis heute erhalten geblieben: Wir sprechen auch heute noch von einem Leidensgenossen, von einer Leidensgenossin.

Heute würden wir eine solche Person, auf die wir uns in schwierigen Situationen voll und ganz verlassen können, vielleicht als Kumpan oder Freund, als Gefährt oder – vielleicht am besten – als Kamerad bezeichnen. Die sprachliche Verwandtschaft der Wörter «Genosse» und «Kamerad» zeigt sich in anderen Sprachen im übrigen noch sehr viel besser. So heisst Genosse auf Spanisch *Compagñero*, auf Französisch *Camarade*, auf Italienisch *Compano* und auf Englisch *Comrade*.

Ein Genosse oder ein Kamerad ist mehr als ein Kollege oder ein Bekannter. Eine Bekanntschaft pflegt man in aller Regel deshalb, weil man sich von

dieser Verbindung später mal irgendeinen Nutzen verspricht. Bei einer Kameradschaft ist ein solcher späterer Nutzen natürlich auch nicht ausgeschlossen, aber er ist nicht der eigentliche und schon gar nicht der einzige Grund für die Beziehungspflege. Einer Kameradschaft – oder wenn wir das jetzt auf mehr als zwei Personen ausdehnen und einen anderen Begriff verwenden wollen –, einer Genossenschaft wohnt eine andere ethische Grundhaltung inne. Es geht darum, nicht nur für sich, sondern für alle möglichst das Beste zu erreichen.

Seit Jahrhunderten haben deshalb Personen, die sich zusammenfinden, um zusammen und – und das ist ein wichtiger Punkt – gleichberechtigt ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, dafür die Form der Genossenschaft gewählt.

Bereits aus dem Altertum sind Notbündnisse mit genossenschaftlichen Zügen bekannt. Im Mittelalter sind solche gemeinschaftlichen Zusammenschlüsse dann zur Regel geworden und haben dort, wo es kein Adel oder Patriziat gab, über weite Strecken das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben bestimmt. Manche dieser Genossenschaften sind aus purer Not entstanden. So gab es im Mittelalter an ganz vielen Orten Beerdigungs-Genossenschaften, welche dafür gesorgt haben, dass all ihre Mitglieder, unabhängig von ihrem Stand, Ansehen oder Vermögen ein schickliches Begräbnis erhielten.

Genossenschaften sind aber auch dort entstanden, wo es um handfeste gemeinsame wirtschaftliche Interessen ging. Denken wir zum Beispiel an die Zünfte in den Städten. Im Alpenraum haben Bauern mit Alp-Genossenschaften zusammen verhindert, dass das Gemeineigentum an Wiesen und Alpen hätte verschachert werden können. Mit der Zeit kamen dann auch Milch-, Käse- und andere Landwirtschafts-Genossenschaften dazu.

Die Schweiz trägt heute aber nicht nur die Bezeichnung Genossenschaft in ihrem Namen, sie ist auch heute noch, wie vielleicht kein zweites Land, vom genossenschaftlichen Gedankengut tief durchdrungen. In den meisten Schweizer Gemeinden gibt es auch heute noch unzählige Wohnbau-Genossenschaften von unterschiedlichster Provenienz. Vermutlich in keinem anderen Land sind die beiden grössten Detailhandels-Konzerne auch heute noch als Genossenschaften organisiert, so wie bei uns Migros und Coop. Aber auch in Bereichen, wo man es vielleicht nicht unbedingt erwarten würde, sind Genossenschaften tätig. Denken wir beispielsweise

an die Finanzwelt und dort an die Mobiliarversicherung oder die Raiffeisenbank – beides Genossenschaften, bis heute.

Alleine diese vier genannten Genossenschaften – Migros, Coop, Mobiliar und die Raiffeisenbank – haben zusammen fünf Millionen Mitglieder, fünf Millionen Genossenschafterinnen und Genossenschafter. Mit anderen Worten: Wir alle, oder zumindest: fast wir alle sind irgendwie und irgendwo Genossinnen und Genossen.

Doch zurück zur Frage: Was unterscheidet eine Genossenschaft von anderen Organisationsformen? Und was lässt sich daraus für uns als Eidgenossinnen und Eidgenossen, was lässt sich daraus für unser Zusammenleben ableiten?

Menschen schliessen sich, ich habe es bereits erwähnt, dann zu einer Genossenschaft zusammen, wenn sie zusammen ein gemeinsames Ziel verfolgen wollen. Ein Ziel, das jede und jeder von ihnen alleine nicht erreichen könnte, gemeinsam aber schon. Und weil dem so ist, müssen sich die Mitglieder einer Genossenschaft ganz und gar aufeinander verlassen können, müssen darauf vertrauen, dass sich jede und jeder für das gemeinsame Anliegen einsetzt. Denn alle wissen: Nur zusammen können wir es schaffen, nur zusammen sind wir stark. Eine Genossenschaft ist also der Ausdruck einer grossen gelebten Solidarität.

Eine Genossenschaft ist aber gleichzeitig – und das ist eben kein Widerspruch – auch der Ausdruck von Selbstverantwortung. Genossenschafterinnen und Genossenschafter nehmen zusammen das Heft selber in die Hand. Sie überlassen die Lösung nicht irgendjemand anderem, der mehr Macht oder mehr Mittel zur Verfügung hat. Nein, sie suchen gemeinsam selbstverantwortlich nach Wegen, wie sie gemeinsam zum Ziel kommen.

Eine Genossenschaft ist aber auch der Ausdruck einer gelebten Demokratie. Denn alle, oder zumindest alle wichtigen und zentralen Entscheide werden zusammen und gleichberechtigt getroffen. Die Stimme eines jeden Genossenschaftsmitglieds zählt gleich viel, jede und jeder hat gleich viel zu sagen. Es gibt keine Grossaktionäre oder Mehrheitsbesitzer, die einzig und allein aufgrund ihrer Stellung bestimmen, wo es lang geht, was als nächstes zu passieren hat.

Und weil jede Genossenschafterin und jeder Genossenschafter gleich viel zu sagen hat, sind Offenheit, Ehrlichkeit und Respekt unter den Mitgliedern die Grundvoraussetzung für das Funktionieren einer Genossenschaft. Der Dialog miteinander ist wichtig, der Austausch von verschiedenen Meinungen zentral, der Respekt vor anderen Ansichten unverzichtbar.

Solidarität, Selbstverantwortung, Demokratie, Gleichberechtigung, Ehrlichkeit, Offenheit, Respekt – das alles macht eine Genossenschaft am Ende aus, ganz unabhängig davon, ob sie jetzt auch noch das Wort «Eid» im Namen trägt oder nicht. Nur wenn sich die Mitglieder einer Genossenschaft diesen Werten verpflichtet fühlen und sie auch leben, dann kann eine Genossenschaft funktionieren, nur dann kann eine Genossenschaft ihr Ziel, für alle möglichst das Beste herauszuholen, auch erreichen.

Ich bin mir sicher, liebe Fehraltorferinnen und Fehraltorfer, dass wir alle, die wir heute Abend hier versammelt sind, uns selbstverständlich zu diesen Werten, die im Wort «Genossenschaft» stecken, bekennen und sogar bereit wären, einen Eid darauf zu schwören. Allerdings müssen wir uns auch fragen, ob wir denn diesen Werten auch immer genügend nachleben, in der Familie, im Beruf oder in unserer Gemeinde.

Ist es «eidgenössisch», wenn wir bei Problemen in der Nachbarschaft einfach wegschauen und lieber unsere Ruhe wollen? Ist es «eidgenössisch», wenn wir damit beginnen, Jugendliche in der Nacht wegzusperren, weil wir sonst nicht wissen, wie wir mit ihnen, ihren Bedürfnissen aber auch mit ihren Problemen umgehen sollen? Ist es «eidgenössisch», wenn Frauen für die gleiche Arbeit auch heute noch oft weniger verdienen?

Ist es «eidgenössisch», wenn sich Gemeinden und Kantone gegenseitig die guten Steuerzahlerinnen und Steuerzahler abjagen, ohne sich Gedanken darüber zu machen, was das für das grosse Ganze bedeutet? Ist es «eidgenössisch», wenn in der Wirtschaft teilweise Löhne bezahlt werden, die dann vom Staat mit Ergänzungsleistungen soweit aufgebessert werden müssen, damit diese dann doch noch zum Leben reichen? Ist es «eidgenössisch» – und das meine ich jetzt durchaus auch selbstkritisch –, wenn wir bei jedem Problem nach dem Staat und einem Verbot oder einer Vorschrift rufen?

Oder in der Bundespolitik? Wenn ich manchmal meinen Kolleginnen und Kollegen auf der höchsten Staatsebene so zuhöre, habe ich ab und zu wirklich das ungute Gefühl, dass die Werte und Ideale, die sich hinter dem Wort «Eidgenossenschaft» verstecken, langsam aber sicher vergessen gehen.

Ist es wirklich «eidgenössisch», wenn man mehr und mehr vom «politischen Feind» und nicht mehr vom «politischen Gegner» spricht? Ist es noch «eidgenössisch», wenn man überall nur «Verräter» und «Totengräber» wittert? Ist es «eidgenössisch», wenn man einem demokratisch gewählten Mitglied unserer Landesregierung androht, es müsse das Bundeshaus durch einen Nebeneingang verlassen? Ist es «eidgenössisch», wenn ganze Personengruppen als rote Ratten oder schwarze Schafe dargestellt werden?

Wäre es, so frage ich mich, nicht viel mehr «eidgenössisch», wenn man dem politischen Gegner, ob er nun links oder rechts steht, zumindest nicht von vornherein absprechen würde, dass auch er möglicherweise aus durchaus hehrer Absicht handeln könnte, dass er das, was «das Beste für alle ist», vielleicht einfach anders definiert? Wäre es darum nicht viel mehr «eidgenössisch», wenn wir zwar in der Sache hart, aber fair und offen miteinander diskutieren würden? Wäre es nicht viel mehr «eidgenössisch», wenn wir uns wieder mehr als Gemeinschaft verstehen würden, in der Vertrauen und Respekt füreinander wichtiger sind als Häme und Ausgrenzung?

Solche und ähnliche Fragen zu beurteilen und zu beantworten muss ich natürlich ganz allein Ihnen überlassen. Aber wenn ich heute, am Geburtstag der Schweiz, als Eidgenosse ein Wunsch frei hätte, so wäre es der, dass wir uns nicht nur heute am 1. August darauf besinnen, was sich hinter dem Wort «Eidgenossenschaft» eigentlich verbirgt, sondern dass wir auch versuchen, den Werten, die in diesem Begriff stecken und die deshalb den Boden unseres Staatswesens und unseres Zusammenlebens bilden, auch an den übrigen 364 Tagen des Jahres, in unserem Alltag, in der Familie, im Beruf und nicht zuletzt auch in der Politik wieder ein wenig mehr Beachtung schenken. Davon würden wir – und davon bin ich fest überzeugt – am Schluss alle profitieren. Genauso, wie es in einer «Genossenschaft» auch sein müsste.

In diesem Sinne ganz herzlichen Dank für Ihr offenes Ohr und Ihnen allen von Herzen einen schönen und besinnlichen 1. August. Besten Dank!